

Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde
Band: 111 (2011)

Artikel: Mündlichkeit und Literarisierungsprozesse in Thomas Platters Lebenserinnerungen
Autor: Frech, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-391672>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mündlichkeit und Literarisierungsprozesse in Thomas Platters Lebenserinnerungen

von *Stephan Frech*

Thomas Platters Lebenserinnerungen – er wurde nach eigenen Angaben 1499 im Wallis geboren und starb 1582 in Basel – sind ein kulturgeschichtliches Zeugnis, das sich besonders im 19. Jahrhundert grosser Beliebtheit erfreute. Zu den Lesern gehörte ausser den Brüdern Grimm auch Johann Wolfgang von Goethe, der sich neben den Autobiographien von Götz von Berlichingen und Benvenuto Cellini auch mit Thomas Platter beschäftigt hat.¹ Max Wehrli nennt Platters Erinnerungen «trotz oder gerade wegen seiner Schlichtheit das bedeutendste und echtste Beispiel der frühen deutschen Selbstbiographie».² Platter erzählt darin den Weg vom armen Walliser Geisshirten zum angesehenen Basler Schulmeister der Lateinschule. Die «unbefangenen, knapp und schlicht erzählten Erinnerungen»³ aus seiner Kindheit im Wallis und den Jahren auf Wanderschaft als fahrender Schüler sind lebhaft geschildert: «[der Leser] fühlt sich direkt angesprochen und glaubt, den Erzähler sprechen zu hören»⁴. Diesen Eindruck erwecken besonders die vielen Gesprächspartien, die in der direkten Rede stehen.

Während die kulturgeschichtliche Bedeutung allgemein anerkannt ist, werden immer wieder Zweifel am literarischen Wert laut, so dass man lesen kann, Platters Autobiographie «weist einen starken Einschlag von Mündlichkeit auf und hat wenig ‹Buchmässiges› an sich.»⁵ Vielleicht wird hier vorschnell über ein Werk der deutschen Literatur und dessen literarische Qualitäten geurteilt. Stephan Pas-

1 Holger Jacob-Friesen: Das alte und das neue Interesse an Thomas Platter, in: Thomas Platter: Lebensbeschreibung, hrsg. von Alfred Hartmann, Basel³ 2006, S. 185–207, hier S. 189f.

2 Max Wehrli: Geschichte der deutschen Literatur vom frühen Mittelalter bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, Stuttgart² 1984, S. 1049.

3 Ebd., S. 1050.

4 Ruth Jörg: Untersuchungen zum Schwund des Präteritums im Schweizerdeutschen. Bern 1976 (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 52), S. 21.

5 Peter Müller: Ein «schulmeister» erzählt seine Lebensgeschichte. Thomas Platters Autobiographie – neu gelesen, in: BZGA 95 (1995), S. 43–55, hier S. 51. Vgl. auch Bemerkungen wie «Die Sprache wirkt frisch, einfach, natürlich und oft etwas drollig, vor allem wegen des stark dialektalen Einschlags und der vielen lateinischen Substantive, die jeweils in der flektierten Form wiedergegeben sind» (ebd.).

tenaci⁶ hat in seiner psychologischen Studie über Autobiographien des 16. Jahrhunderts auch Platters Lebenserinnerungen untersucht und konnte aufzeigen, dass sich hinter den scheinbar spontan niedergeschriebenen Erinnerungen eine literarische Struktur verbirgt, worin Platter seine Person und seine Rolle als Herold der Reformation im Wallis entwickelt. Das irritierende Fehlen von Selbstreflexion deutet Pastenaci aus psychologischer Sicht als eine bewusste Erzählstrategie Platters, die seinen sozialen Aufstieg nicht als eigenen Verdienst darstellen soll, sondern sein Leben als vorbestimmt erscheinen lässt.⁷ Sein Leben vor der Konversion zur Reformation zeigt Situationen, in welchen er mehrmals in Lebensgefahr war und nur dank der Gnade Gottes gerettet wurde, danach gerät er in geordnete Bahnen. Er gründet eine Familie, ergreift ein Handwerk, lernt die heiligen Sprachen und wird schliesslich Lehrer und Drucker in Basel. Die These, dass Platter kein naiver Erzähler war, kann auch durch stilistische, textlinguistische Untersuchungen bestätigt werden, wie schon Ruth Jörg in ihrer Analyse von Platters Sprache zeigen konnte.⁸

Am Beispiel des Streitgesprächs mit dem Pfarrer von Glis soll hier der Frage nachgegangen werden, inwiefern sich in Platters Biographie Züge einer Literatursprache finden lassen und welche stilistische Bedeutung den auffallend vielen Gesprächspartien zukommt. Es stellt sich auch die Frage, ob sich Reflexe gesprochener Sprache abzeichnen. Auffallend sind beispielsweise die Kurzsätze, die mit einer Interjektion wie «e nein» oder «nun wolan» einen Gesprächsschritt einleiten; diese Interjektionen haben besonders in der gesprochenen Sprache eine gliedernde Funktion, in einem schriftlichen Text sind sie eigentlich überflüssig. Wenn Platter sie dennoch in Gesprächspartien als Stilmittel einflcht, findet eine Markierung statt, die unmittelbare Mündlichkeit ausdrücken soll. Im folgenden Beispiel besucht Platter seine Mutter, nachdem er mehrere Jahre weg war. Als sie ihn völlig unerwartet sieht, «was das erst wort, das sy zû mier sagt: «Hatt dich

6 Stephan Pastenaci: *Erzählform und Persönlichkeitsdarstellung in deutschsprachigen Autobiographien des 16. Jahrhunderts*. Ein Betrag zur historischen Psychologie, Trier 1993.

7 Ebd., S. 188ff. – Dagegen Hans Rudolf Velten: *Selbstbildung und soziale Mobilität in der Autobiographie Thomas Platters*, in: Kaspar von Greyerz/Hans Medick/Patrice Veit (Hgg.): *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850)*, Köln/Weimar/Wien 2001, S. 135–153. Velten sieht als «Fluchtpunkt der Darstellung» Platters dessen sozialen Aufstieg, der trotz aller Hindernisse «durch Gottes Vorsehung, eigene Leistung und einen hohen Grad an Mobilität» (S. 136, vgl. auch S. 147) bestimmt ist.

8 Jörg (wie Anm. 4), S. 21–30.

der tüfel aber züher getragen?» Antwortet ich: «E nein mütter, der tüfell hatt mich nit züher tragen, sunder mine füß.»⁹

Zu Recht wurde darauf hingewiesen, dass die Anekdoten, die Platter in seiner Lebensbeschreibung wiedergibt, wohl so oft vom Basler Humanisten erzählt wurden, dass sie einer mündlichen Erzähltradition zugerechnet werden können.¹⁰ Ein weiterer Ansatz zur Literarisierung ist in Platters Schreibsprache zu sehen, die auf den ersten Blick baseldeutsch zu sein scheint, tatsächlich sind aber verschiedene Einflüsse erkennbar.¹¹ Vereinzelt thematisiert Platter seinen Dialekt und die Sprachunterschiede, mit denen er während seiner Wanderjahre immer wieder konfrontiert wurde. So berichtet er, wie sein ungewohntes Walliser Deutsch die Zürcher erfreut: «dan wo ich in ein wirtzhuß kam, horten mich die lüt gären die Walleser sprach reden.»¹² Doch – fern der Heimat – übernimmt Platter nach und nach fremde Wörter, Formen und Lautungen der Sprachregionen, mit denen er in Kontakt kommt.¹³ Als er nach seinen Wanderjahren wieder einmal ins Wallis zurückkehrt, fällt er durch seine fremd klingende Sprache auf:

«Do konden mich mine frind schier nit mer verstan, sprachen: «Unsers Tomilin red so tieff, das in schier neimantz verstan kan» (dan die will ich iung was, hatt ich von ieglicher sprach etzwas gelärnet, do ich die will gsin was).»¹⁴

Wenn es sich bei den wiedergegebenen Sprechpartien um tatsächlich gesprochene Sprache handeln würde, so müssten die Gesprächsteile im jeweiligen Dialekt der Sprecher aufgezeichnet worden sein. Es müsste also – je nach Handlungsort – der Walliser, Zürcher und vor allem der Basler Dialekt des 16. Jahrhunderts zu fassen sein. Der Disput Platters mit dem Walliser Pfaffen in Glis oder die Zürcher Episoden zeigen jedoch, dass dies nicht zutrifft.

9 Platter (wie Anm. 1), S. 58. – Weitere Beispiele für solche Interjektionen sind: «Sprach bäsın: «ä wär weiß?»» (ebd., S. 35); «Ei, was sitzest du do?» (ebd., S. 92); «O we» (ebd., S. 120); «Woluff, gsell, wellen wier über see?» (ebd., S. 68); ««Nun wolan», sprach der hauptman, «die pfaffen hand inen selber ein schülmeister angnon; den heigind!»» (ebd., S. 114).

10 Jörg (wie Anm. 4), S. 21.

11 Ausführlich zur Frage nach den verschiedenen Einflüssen auf Platters Schreibsprache siehe Jörg (wie Anm. 4), S. 23f.; allgemein zur spätmittelalterlichen Basler Mundart siehe Ernst Eberhard Müller: Die Basler Mundart im ausgehenden Mittelalter, Bern 1953 (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 14).

12 Platter (wie Anm. 1), S. 37.

13 Vgl. beispielsweise die von Platter verwendete Form «Träsen» für «Dresden», Platter (wie Anm. 1), S. 42 und S. 47.

14 Ebd., S. 49.

Das Streitgespräch von Glis

Wer die ganze Vita berücksichtigt, stellt fest, dass die Passagen, in denen die direkte Rede vorkommt, sehr unterschiedlich gestaltet sind. Sie reichen von kurzen Gesprächsfetzen bis zu vollständigen Dialogen. Ein Beispiel für einen solchen Dialog ist das Gespräch mit einem Geistlichen in Glis, einem kleinen Ort östlich von Visp. Im Streitgespräch mit dem Walliser Pfarrer eskaliert die Situation, als das Gespräch auf die Zürcher Reformation fällt. Das Gespräch ist nicht vollständig in der direkten Rede wiedergegeben, immer wieder kann man feststellen, dass Platter einzelne Gesprächsschritte als indirekte Rede realisiert («Sprach ich, wo er das geläsen hette.»¹⁵) und damit seine stilistischen Ausdrucksmöglichkeiten variiert.¹⁶ Lexikalisch werden die Gesprächsschritte meist mit «sprach er / der pfaff» bzw. «sprach ich» angekündigt, zweimal findet man alternativ dazu auch «sagt ich»; in der Eröffnungsphase steht einmal «Ich gab [...] antwort».

Um den Gesamteindruck, den dieses Gespräch durch seine thematische und formale Geschlossenheit sowie die Nähe zur gesprochenen Sprache vermittelt, wird das Streitgespräch hier vollständig wiedergegeben; aufgrund der erwähnten Abschaffung der Messe sowie der Bilder, die anscheinend noch nicht vollständig vollzogen war, kann das Gespräch auf die Zeit um 1524/25 datiert werden.

«Disputatz mit dem pfaffen. [Randglosse]

In der zyt zugen unser sex heim in Walleß, und als wier gan Glyß kamen an eim samßtag, horten wier, das die pfaffen vesper sungē. Nach der vesper kam einer, sprach: «Wannen komend ier?» Ich was der fräffnest, gab antwort: «Von Zürich.» Do sprach der pfaff: «Was hand ier in der kätzer stadt than?» Do was ich erzirnet: «Worumb kätzer statt?» Sprach er: «Drum, das sy die mäß abgethan und die bilder uß der kilchen.» Sprach ich: «Das ist nit, dan man halt noch mäß do, hand ouch noch bilder; worumb sind sy den kätzer?» «Darumb», sprach er, «das sy den papst nit für das houpt der christenlichen kilchen hand und die helgen nit anrieffend.» Sprach ich: «Worumb ist der papst ein houpt der christenlichen kilchen?» «Drum, das S. Peter zû Rom ein papst ist gsin; hatt das papstum do den andren nachkommenden übergäben.» Sagt ich: «S. Peter ist woll als bald nie gan Rom kummen», und zoch min testament uß mim äserlin, zeigt im, wie in der epistell zû den Römeren «Paulus» so manchen hieß grietzen und S. Peters,

15 Ebd., S. 65.

16 Vgl. dazu Stefan Sonderegger: Syntaktische Strukturen gesprochener Sprache im älteren Deutschen, in: Anne Betten/Claudia Riehl (Hgg.): Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Referate der internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989, Tübingen 1990, S. 310–323, hier S. 320: «Die direkten und indirekten Redeeinheiten der frühen deutschen Erzählprosa bilden [...] ein bewusst eingesetztes Stilmittel.»

der doch der öbrest weri gsin (nach siner red), nit gedechte. Sprach er: «Wie weri den das war, das Christus S. Peter were vor Rom bekumen, hette in gfragt, wo er hin welte; hett Petrus gesagt: ‘Gan Rom, mich lassen krützig?’» Sprach ich, wo er das geläsen hette. Sprach er: «Ich han das von miner großmütter dik gehert.» Sagt ich: «So herre ich woll, üwer großmütter ist üwer bibell. Und warumb soll man aber die helgen an rieffen?» «Drum», sprach er, «das geschriben stadt: ‘Gott ist wunderbarlich in sinen werken’.» Do buckt ich mich, brach ein krütlin ab und sagt: «Wen alle welt zamen dätte, mechte sy nit ein sömlichs krütlin machen.» Do ward er zornig, und was unser disputatz uß.»¹⁷

Bei diesem Gespräch Platters handelt es sich um ein Gesprächsexemplar, also um ein konkretes, schriftlich fixiertes Beispiel eines historischen Gesprächs. Da Platter es erst 1572 aus der Erinnerung aufgezeichnet hat, knapp 50 Jahre nach dem eigentlichen Gesprächsereignis, muss man es als «erinnerten Dialog» bezeichnen.¹⁸ Dies bedeutet, dass der überlieferte Dialog mehrere Filter durchlaufen hat wie Erinnerung oder Literarisierungsprozesse. Dabei kann man bei den Literarisierungsprozessen zwischen inhaltlichen Aspekten und sprachlich-formalen Aspekten unterscheiden. Und es muss sogar in Frage gestellt werden, ob ein solches Gespräch überhaupt je stattgefunden hat bzw. ob es sich um ein fiktives Gespräch¹⁹ handelt.²⁰ Für die historische Gesprächsforschung ist es aber interessant, weil Platter in einer Randglosse die Textsorte als «Disputatz mit dem paffen» deklariert. Gemeint ist damit ein gelehrtes Streitgespräch unter Gleichberechtigten über die Wahrheit der Schriftauslegung,²¹ bei dem eine Bibelstelle zur Diskussion steht. Tatsächlich zieht Platter im Verlauf der Konfrontation seine Bibel hervor, um sich auf sie zu berufen. Denn Platter ist nur bereit, das zu akzeptieren, was in der Bibel steht.

Eröffnet wird das Gespräch scheinbar harmlos. In einer Gruppe von sechs Männern kehrt Platter heim ins Wallis. In Glis tritt ein

17 Platter (wie Anm. 1), S. 64f.

18 Vgl. Jörg Kilian: *Historische Dialogforschung. Eine Einführung*, Tübingen 2005 (Germanistische Arbeitshefte, 41), S. 42f.

19 Ebd. S. 43f.

20 Für die bekannte «Jögli, nun buck dich»-Anekdote verweist Pastenaci (wie Anm. 6), S. 214ff., auf die zeitgenössische Schwankliteratur, die Platter in seiner Biographie zitiert, aber als selbsterlebt darstellt; vgl. auch Platter (wie Anm. 1), S. 159 Anm. 62.

21 Dazu Kilian (wie Anm. 18), S. 8f.; vgl. auch ders.: *Lehrgespräch und Sprachgeschichte. Untersuchungen zur historischen Dialogforschung*, Tübingen 2002, S. 209f.: «Die symmetrische Variante, die akademische *Disputation* gleichrangiger Gelehrter zum Zweck des wissenschaftlichen Streits mit dem idealen Ziel der Wahrheitsfindung, wurde demgegenüber nur wenig geschätzt, seitdem sie den Bezug zum Gegenstand der Rede und Gegenrede verloren und sich zum beziehungsorientierten «Gezänk» (Thomasius) um das Rechthaben gewandelt hatte.»

Pfarrer zu der Gruppe und fragt sie, woher sie kämen. Hinter dieser unscheinbaren Frage erkennt Platter aber eine mögliche Herausforderung, denn er antwortet, weil er der Kühnste («fräffnest») gewesen sei. Offenbar ahnt er, dass seine Antwort «Von Zürich» als Provokation aufgefasst werden kann, denn der Walliser Geistliche fragt – nun offen aggressiv –, was sie in der «Ketzer-Stadt» Zürich zu suchen hatten, und erzürnt damit Platter, womit an dieser Stelle die eigentliche «Disputatz» beginnt. Auffällig in dieser gesprächseinleitenden Phase ist auch, dass keine Begrüssung stattfindet und die Männer sich nicht vorstellen. Somit sind auch keine Namen überliefert, weder der des Walliser Geistlichen noch die der Begleiter Platters. Damit ist Platter die einzige identifizierbare Person in diesem Streitgespräch.

Wie sieht diese Disputation in seiner formalen Struktur aus? In der Kernphase, der eigentlichen Disputation, sind stark formalisierte Gesprächsschritte mit einer schematischen Frage-Antwort-Struktur zu erkennen, so als ob ein Lehrer einen Schüler examiniert. Der Disput gleicht damit einem katechetischen Lehrgespräch²²: Die Fragen werden mit warum eingeleitet und so eng formuliert, dass der Befragte nur mit darum antworten kann; somit wird auch der Sprecherwechsel strukturiert. Obwohl Platter kein Theologe ist, übernimmt er die Rolle des Examinators und damit eine dominante Rolle gegenüber seinem Herausforderer. Der Laie Platter prüft das Wissen des institutionellen Fachmanns in Glaubensfragen. Tatsächlich erinnert der Dialog aber mehr an ein Verhör als an ein Streitgespräch²³: Platter stellt die Fragen, und der Geistliche antwortet. Damit sind die beiden Beteiligten aber nicht mehr gleichberechtigt, und Platter erscheint als aktive Kraft. Seine Überlegenheit unterstreicht er zudem, indem er nicht nur die Fragen stellt, sondern seinen Gegner auch noch korrigiert – «Das ist nit»²⁴ –, wenn sein Herausforderer eine falsche Antwort gibt.²⁵

Umgekehrt gelingt es dem katholischen Geistlichen in dieser Phase nur einmal, eine Frage an Platter zu richten, und zwar nachdem dieser seine Bibel hervorgehoben hat: «Wie weri den das war, das Christus S. Peter were vor Rom bekumen, hette in gfragt, wo er

22 Zum sog. katechetischen Lehrgespräch vgl. Kilian, Lehrgespräch (wie Anm. 21), S. 159ff.

23 Zu den Gesprächsformen vgl. ebd., S. 162 und 191.

24 Platter (wie Anm. 1), S. 64.

25 Zur dominanten Rolle des Fragers im Lehrgespräch siehe Kilian, Lehrgespräch (wie Anm. 21), S. 25: «Denn der Lehrer allein bestimmt Anfang und Ende des Gesprächs, die Wahl der Themen und Subthemen, die Wahl und die Reihenfolge der Sprecher sowie den Gesprächsverlauf [...] Der Lehrer allein verfügt über das Recht [...] zur FRAGE».

hin welte; hett Petrus gesagt: «Gan Rom, mich lassen krützgen?»²⁶ Doch damit liefert er sich Platter aus, der kontert, indem er nach der entsprechenden Bibelstelle fragt, worauf sein Kontrahent meint «Ich han das von miner großmütter dik gehert.» Hier entlarvt der Laie Platter den katholischen Geistlichen als jemanden, der die Bibel nicht kennt, und spottet bissig: «üwer großmütter ist üwer bibell.» Denn es handelt sich bei dieser Begegnung um eine Erzählung aus der *Legenda Aurea*, ohne Entsprechung in der Bibel.²⁷ Nun lässt Platter die Situation eskalieren: Er holt zu einem zweiten, vernichtenden Schlag aus und fragt «Und warumb soll man aber die helgen an rieffen?» Damit greift er den reformatorischen Diskurs über die Heiligenverehrung auf. Als er dem Pfaffen ein «krütlin» vorhält und bemerkt, dass alle menschlichen Werke niemals an die Schöpfung Gottes heranreichen, wendet sich der Theologe ab: Platter kommentiert lakonisch «und was unser disputatz uß». Mit diesem abrupten Ende entfällt auch eine eigentliche Schlussphase des Gesprächs. Insgesamt gelingt es Platter dreimal, seinen Gegner in der Disputation zu schlagen: Er weiss besser, was sich in der Reformationsstadt Zürich abspielt, er zieht seine Argumente gegen das Papsttum unmittelbar aus der Bibel, und er bringt schliesslich seinen Gegner dazu, das Feld zu räumen.

Sprachlich fällt auf, dass das Streitgespräch sehr kurz und sehr trocken wirkt. Es fehlen typische Merkmale der gesprochenen Sprache wie Gliederungspartikeln, Hörer-Rückmeldungen, Interjektionen oder Abtönungspartikeln, die in einem realen Gesprächsereignis zu erwarten und andernorts bei Platter auch zu finden sind.²⁸ Auf der syntaktischen Ebene fehlen Erscheinungen wie Anakoluthe oder Gesprächsbeiträge, die sich überschneiden. Nie fällt einer der Kontrahenten dem andern ins Wort, was nochmals den Eindruck unterstreicht, dass Platter hier als Gesprächsleiter auftritt und seinen Gegner examiniert. Diese Besonderheiten legen nahe, dass es sich beim Streitgespräch nicht um ein wirkliches Gespräch handeln kann, sondern um ein literarisch-stilisiertes Gespräch. Darin lassen sich zwar Reflexe der gesprochenen Sprache erkennen, sie müssen aber im Spannungsverhältnis zwischen Mündlichkeit und literarischer Ausgestaltung gesehen werden.²⁹ Zur Ausgestaltung dürfen auch die Äusserungen gezählt werden, in denen explizit Gefühle formuliert werden: «Do was ich erzirnet», oder «Do ward er zornig». Sie stehen

26 Platter (wie Anm. 1), S. 64f. Dort auch das Folgende, soweit nicht einzeln belegt.

27 Ebd., S. 159 Anm. 65.

28 Zu den sog. Gesprächswörtern vgl. Kilian (wie Anm. 18), S. 77ff.

29 Vgl. Sonderegger (wie Anm. 16), hier S. 311ff.

ausserhalb der direkten Rede, die somit sachlich bleibt. Es fallen keine Beleidigungen oder Beschimpfungen, die man in Platters Vita oft finden kann.³⁰

Inhaltlich muss dieser Streit in seinem Kontext gesehen werden. Platter kommt zurück in seine Walliser Heimat, nachdem er ein Anhänger Zwinglis geworden ist. Im Gepäck trägt er die Bibel, die er den Wallisern bringt, und er will sie den neuen reformatorischen Geist lehren. In mehreren Gesprächen streitet er sich mit den einheimischen Theologen. Zunächst im Disput von Glis, den Platter zwar argumentativ gewinnt, aber er muss diesen Sieg – bzw. seinen reformatorischen Glauben – mit sozialer Ausgrenzung teuer bezahlen. Dann kommt es zu einem Angriff auf Zwingli. Ein anderer Geistlicher, der im gleichen Dorf wie Platters Mutter wohnt, behauptet, Zwinglis Ansichten mit nur drei Worten «über tispütieren» (widerlegen) zu können.³¹ Zwingli nimmt die Herausforderung an: Der Brief, den der Walliser Geistliche Zwingli durch Platter zukommen lässt, erweist sich als belangloses Schreiben, denn der Walliser beruft sich auf die Kirchendekrete und nicht auf die Bibel, so dass Zwingli ihn kaum ernst nimmt und über ihn urteilt, «er ist doch ein gar armer man!»³²

Und schliesslich ist das Gespräch zwischen Platter und seinem Oheim zu erwähnen, worin der Onkel Platter warnt, nach Zürich zurückzugehen. Denn die Eidgenossen würden die Zürcher auffordern, von ihrem Ketzer glauben abzulassen. Auch hier zeigt sich aber, dass die Zürcher im Recht seien, denn in einem Schreiben – dessen Inhalt bezeichnenderweise der Oheim wiedergibt – verkünden die Zürcher, dass sie ihre Haltung aufgeben wollen, falls sie gegen die Bibel handeln würden («so aber iemand uß nüwen und alten testament <sy> könde eins andren berichten, so wellen sy darvon abstan»).³³ Platter zeigt sich scheinbar konzilient – «Ist aber das nit rächt?» – und lässt den Onkel weitersprechen, der sich immer mehr ereifert: «Do seitt er mit ußstrukten wurten: «Der tüfell näm sy mit irem nüwen testament.» Über diese heftigen Worte, die sich ebenso gegen die Zürcher wie gegen die Heilige Schrift richten, erschrickt Platter – «Herr got, wie redent ier! Es weri kein wunder, got strieffe üch an lyb und seel;» – an dieser Stelle beginnt Platter wieder zu katechisieren – «dan

30 Vgl. dazu auch verhüllende Schimpfformeln wie «Botz marter!» (Platter [wie Anm. 1], S. 51), «semmer botz schrunden!» (ebd., S. 54).

31 Platter (wie Anm. 1), S. 66.

32 Ebd.

33 Ebd., S. 67. Dort auch das Folgende.

was ist das nüw testament?» Sein Onkel weiss die richtige Antwort nicht und hält die Zürcher Reformation für Ketzerei: «Es ist ir nüwe kätzereste leer; so hand uns die botten und in sunders der von Bären bericht», was Platter sogleich berichtigt: «Das nüw testament ist der nüw punt, den Christus mit den glöübigen uffgericht hett und mit sinem blüt versiglet; das ist verschriben in den vier evangelisten und epistlen der heiligen apostlen.» Dem noch zweifelnden Onkel – «Ist dem also?» – antwortet Platter, dass er dies auch öffentlich bezeugen wolle: «so ier gären wend, so will ich morn mit üch gan Visp [gehen]». Wie schon in der Disputation in Glis überzeugt der Platter eine Respektsperson – der Oheim ist Kastellan in Visper Terminen und duzt seinen Neffen, der ihn umgekehrt ihrzt –, indem er sich auf die Bibel beruft, welche die Walliser anscheinend nicht kennen.

Innerhalb seiner Lebensgeschichte folgen die von Platter geschilderten Episoden dem Bericht über seine eigene Hinwendung zur Zürcher Reformation als 24-Jähriger. Er selbst wird nun zum Verkünder der reformatorischen Wahrheit im Wallis,³⁴ der bereit ist, in Visp öffentlich Rede und Antwort zu stehen. Nach diesen Walliser Episoden folgt die Schilderung einer zweiten, weitaus bedeutenderen «Disputatz»: der Badener Disputation von 1526, zu der als Vertreter der alten Kirche Johannes Eck, Johann Fabri und Thomas Murner, für die Reformation Ulrich Zwingli eingeladen wurde, der sich aber trotz zugesichertem freien Geleit weigerte, am Streitgespräch teilzunehmen. An seiner Stelle vertraten deshalb Johannes Oekolampad und Albrecht Haller die Position der Zürcher Reformation.³⁵ Auch Platter war in die Badener Disputation involviert, was als weitere Anekdote in seine Erinnerung eingegangen ist. Als geheimer Verbindungsmann informierte er Zwingli in Zürich über den Verlauf der Verhandlungen und riskierte dabei nach eigenen Angaben seinen Kopf; zur Tarnung trug er Hühner mit, die er in Baden verkaufen wollte.³⁶

34 Vgl. dazu die psychologische Interpretation von Casimir Bumiller: Die Autobiographie von Thomas Platter (1499–1582). Ein psychoanalytischer Beitrag zur Biographik des 16. Jahrhunderts, in: Hedwig Röckelein (Hg.): Biographie als Geschichte, Tübingen 1993, S. 248–239, hier S. 260: «Gleichwohl gebärdete er [Platter] sich als reformatorischer Aktivist. Er disputierte heftig mit katholischen Pfaffen, trat in seiner Walliser Heimat in beinahe missionarischer Weise auf»; Müller (wie Anm. 5), S. 46.

35 Platter (wie Anm. 1), S. 159f., Anm. zu S. 70; allg. zur Badener Disputation (21.5.–8.6.1526) und den Kontrahenten s. Historisches Lexikon der Schweiz (<http://www.hls-dhs-dss.ch>, eingesehen am 14.3.2011).

36 Platter (wie Anm. 1), S. 71f.

Platters *Captatio Benevolentiae*

Auf der Ebene des Textganzen wird ebenso wie auf der Mikroebene deutlich, dass Platters scheinbar naives Erzählen einem Plan folgt. Sein Leben und sein sozialer Aufstieg sind Zeichen der besonderen Gnade Gottes und stehen für ein mustergültiges Leben. Diesen Plan kann man auch in der *Captatio Benevolentiae* erkennen, worin Platter sich für seine Lebenserinnerungen rechtfertigt. Der kunstvolle Aufbau der Einleitung verrät den rhetorisch geschulten Humanisten, der sehr wohl über stilistische und rhetorische Register verfügt und diese in seinen Lebenserinnerungen auch überzeugend anwendet.

Thomas Platter beginnt seine Autobiographie mit einer typischen Bescheidenheitsformel: Er habe dies alles auf Bitten seines Sohnes Felix aufgeschrieben. Dabei handelt es sich um einen Bescheidenheitstopos, wie er auch in anderen Autobiographien aus dieser Zeit zu finden ist.³⁷ Trotzdem ist gerade dieser erste Satz es wert, stilistisch genauer betrachtet zu werden, denn der Schweizer Humanist beginnt mit einer umfangreichen Periode, in die er kunstvoll zwischen dem Grund – also der Bitte seines Sohnes – und seiner Bereitschaft, dieser Bitte nachzukommen, verschiedene weitere Aussagen einarbeitet. Nach modernen Kriterien handelt es sich syntaktisch um einen einzigen Satz, in der Handschrift erkennt man aber, dass Platter die Einleitung in zwei Abschnitte unterteilt hat, die je mit einer Initiale beginnen.³⁸

«Die will du, lieber sün Felix, nun ettlich mall an mich begärt hast, des glichen ouch andre verriempte und glerte menner, die vor ettlich iaren in ir iugent mine discipuli gsin sind, ich sölle von iugent uff min läben beschriben, dan du wie ouch sy manchmall von mier gehört habend, in was grosser armüt von mütter lyb an, demnach in wie vill grosser gferden ich offt bin gsin mins lybs und läbens (erstlich als ich gedient han in den grusamen gebirgen, dem nach als ich den schülen in miner iugend nach bin zogen), ouch wie ich in die ee bin kummen, mich mit miner hußfrowen mit grosser sorg, mü und arbeit mit den minen ernert hab, do dan sömlichs für nämlich dier zü güttem erschiessen mag, das du betrachtetest, wie gott mich manch mall so wunderbarlich erhalten, und du dem herren im himel drum dankest, das er dich von mier erboren, so woll begabet hatt und behüttet, das du nit so hast miessen armüt liden, so kan ich dier das nit abschlachen, sunder <will>, als wyt mier miglich der gedächnuß halb, alles anzeigen, wie und von wem ich erboren und erzogen sige worden.»³⁹

37 Vgl. Urs Herzog: Gehen statt fliegen. Zur Autobiographie des Thomas Platter, in: Angelika Maas/Bernd Heinser (Hgg.): Verlust und Ursprung. Festschrift für Werner Weber, Zürich 1989, S. 294–312, hier S. 294.

38 Platter (wie Anm. 1), S. 71f.

39 Platter (wie Anm. 1), S. 23. Dort auch das Folgende, soweit nicht einzeln belegt.

Diese Einleitung dient dazu, seine Erinnerungen über den Rahmen einer blossen Familienchronik zu stellen und seiner Vita den Rang des Besonderen, des Exemplarischen, zuzuschreiben. Deshalb muss Platter darauf achten, dass er seine Herkunft, seine Erlebnisse und seine Persönlichkeit so darstellen kann, dass er seine Lebenserinnerungen mit Recht der Nachwelt überliefert. Gleichzeitig will er verhindern, in den Augen der Leser überheblich oder arrogant zu wirken. Platter greift deshalb zu verschiedenen Stilmitteln, die Bescheidenheit ausdrücken, aber dennoch Bedeutsamkeit anzeigen.⁴⁰ Dazu dient zunächst der kunstvolle syntaktische Aufbau seiner Rechtfertigung, in der er zu einem «hohen Stil» greift, was in der klassischen Rhetorik einem wichtigen Thema angemessen ist.⁴¹ Befreit von allen Einschüben liegt der umständlichen Periode ein einfaches Satzgefüge zugrunde, das aus einem kausalen Nebensatz und einem Hauptsatz besteht und den bereits erwähnten Bescheidenheitstopos enthält, wonach der Verfasser nicht aus eigenem Interesse, sondern auf die mehrfach wiederholten Bitten Dritter seine Lebensgeschichte niedergeschrieben habe: «Die will du [...] nun ettlich mall an mich begärt hast, [...] ich sölle von iugend uff min läben beschriben, [...] so kan ich dier das nit abschlachen.»

In der Anrede seines Sohnes «du, lieber sün Felix» klingt Familiarität – Intimität und väterliche Zuneigung – an. In einem weiteren Einschub ergänzt Platter, dass auch andere, bekannte und gelehrte Persönlichkeiten, ihn um seinen Lebensbericht gebeten haben. Diese Persönlichkeiten werden nicht namentlich aufgeführt, aber man erfährt, dass sie früher seine «discipuli» waren. Indem Platter hier zum lateinischen Terminus greift, der als Fremdwort der hohen Stilebene zuzuordnen ist, macht er seinen gesellschaftlichen Rang als Gelehrter deutlich. Es entsteht eine konzeptuelle Metapher – «Autorität durch Alter bzw. als Lehrperson» –, in der seine ehemaligen Schüler in einem langjährigen Vertrauensverhältnis zu ihrem «magister» stehen, was von der Doppelung der Zeitangabe «vor ettlich iaren in ir iugent» verstärkend untermauert wird.

Bescheidenheit drücken auch seine einfache Herkunft als Hirtenjunge, seine Wanderjahre als fahrender Schüler und die Sorgen als Familienvater aus. Der Leser erfährt nun konkreter, was das Leben Platters ausserordentlich macht: Armut, lebensbedrohliche

40 Nach Barbara Sandig: *Textstilistik des Deutschen*, Berlin ²2006, S. 298f., führt bei der «positiven Selbstdarstellung» eine überneutrale Stilebene dazu, dass der Schreiber sich selbst aufwertet.

41 Vgl. ebd., S. 290ff. und S. 295ff.

Situationen und die Schwierigkeiten, eine Familie zu unterhalten. Gleichzeitig schaffen diese aus dem Alltag gegriffenen Themen auch ein Identifikationspotential für die Leser, denen ähnliche Probleme nicht fremd gewesen sein dürften:

«In was grosser armüt von mütter lyb an, demnach in wie vill grosser gferden ich oft bin gsin mins lybs und läbens (erstlich als ich gedient han in den grusamen gebirgen, dem nach als ich den schülen in miner iugend nach bin zogen), ouch wie ich in die ee bin kummen, mich mit miner hußfrowen mit grosser sorg, mü und arbeit mit den minen ernert hab».

Den rhetorisch «hohen Stil»⁴² realisiert Platter in dieser Passage durch die emotionale Metaphorik in der Wendung «von mütter lyb an», durch die alliterierende Paarformel «mins lybs und läbens», durch die Personifizierung der harten Bergwelt in «grusamen gebirgen» und durch die Reihung «sorg, mü und arbeit». Mit dem Adjektiv «gross» – «grosse armüt, grosse gferden, grosse sorg»– sowie «vill» bzw. «oft» steigert Platter zudem die Intensität seiner angekündigten Erinnerungen.

Nun folgt der zweite Absatz: ein mehrteiliger, in sich geschlossener Einschub, worin Platter seinen Sohn Felix wieder direkt anspricht: Sein Lebensbericht soll seinen Sohn zu Dankbarkeit gegenüber Gott ermahnen. Hier wird das «prodesse»-Motiv erkennbar, so dass sich eine zweite Rechtfertigungslinie für seine Autobiographie abzeichnet. Umgekehrt lässt sich nun die Forderung seiner Schüler nach der Niederschrift seiner Erinnerungen auch so auffassen, dass er damit der «delectare»-Funktion von Literatur nachkommen will. Gleichzeitig beginnt eine dritte Rechtfertigungslinie, Platters Leben als Exemplum für ein protestantisches Leben. Man kann die folgende zweifache Erwähnung von Gott als Ausdruck von Platters reformatorischer Frömmigkeit auffassen und als weiteren Bescheidenheitstopos lesen. Gott habe ihn in allen schwierigen Situationen begleitet und beschützt:

«Do dan sömlichs für nämlich dier zû güttem erschiessen mag, das du betrachtest, wie gott mich manch mall so wunderbarlich erhalten, und du dem herren im himel drum dankest, das er dich von mier erboren, so woll begabet hatt und behütet, das du nit so hast miessen armüt liden.»

Platter spricht sogar von mehreren «wunderbarlichen» Ereignissen. Damit wird deutlich, dass er seine Erinnerungen nicht als persönliche

42 Vgl. ebd., S. 296.

Anekdoten verstanden wissen will, sondern eben als Exemplum für eine musterhafte Lebensführung, die sich im persönlichen Erfolg, der Anerkennung und im Wohlstand widerspiegelt. Platter geht sogar einen Schritt weiter. Die göttliche Gnade erstreckt sich auf seinen Sohn, den Gott ihm gegeben habe und der nun selbst in gesicherten Verhältnissen leben könne. Den hohen Stil zeigt auch eine Formulierung an wie «dass er [Gott] dich von mir erboren», in der Gott das handelnde Subjekt ist und Platter sich selbst als das ausführende Objekt darstellt. Erst jetzt, nachdem Platter seine Rechtfertigung abgeschlossen hat, folgt der Hauptsatz: «so kan ich dier das nit abschlachen». Rhetorisch geschickt stellt Platter seine Biographie damit als eine Arbeit dar, die er nicht ablehnen darf, und leitet darauf das Thema auf seine Geburt und Herkunft.

Fazit

In den anekdotenhaften Gesprächen Platters können wir einem begabten, scheinbar naiven Erzähler zuhören. Der kunstvolle Aufbau der *Captatio Benevolentiae* verrät dagegen einen Autor, der in der antiken Rhetorik geschult ist und dabei elegant und stilistisch gewandt mehrere Bescheidenheitstopoi in seine Eröffnungsrede einfließen lässt, um seine eigene Bedeutung – die ganz im Dienste der Reformation zu sehen ist – herauszustellen.

